

Efrat Gal-Ed: Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter, Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2016, 2. Auflage, 784 S., 49,90 €.

Man nannte ihn den „Prinz des jiddischen Volksliedes“, einen „jiddischen Beaudelaire“ und er selbst schrieb nicht ganz unbescheiden über sich: „Die deutschen Juden haben Heine hervorgebracht, die jiddischen Juden Manger.“ (S. 179) Unbestritten war Itzik Manger einer der ganz großen Dichter jiddischer Sprache. Angesichts seiner Bedeutung für die jiddische Literaturgeschichte ist die Manger-Biografie von Efrat Gal-Ed ein Ereignis, das in der Jiddistik weltweit wahrgenommen wurde. Der große Erfolg des Buches mag jedoch nicht nur einem lange bestehenden Forschungsdesiderat, sondern auch in seiner Gestalt liegen: der minutiösen Recherche, die ihm zugrunde

liegt, dem zugänglichen und überaus ästhetischen Stil und seiner aufsehenerregenden Form.

Die Künstlerin, Übersetzerin und habilitierte Jiddistin Efrat Gal-Ed hat im Leben und Schreiben Mangers zwei Leitthemen entdeckt: Das *hefker*-Sein (d. i. herrenlos/vogelfrei sein, niemanden gehören), das zunächst das Jiddische und seinen Status meint. Und das von Mangers frühesten Texten an präsenste Thema „Europa“, das für die staatenlose Sprache eine wichtige Perspektive bietet. Die Anerkennung des Jiddischen als Teil europäischer Kultur ist ein großes Ziel der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit, das mit dem Zweiten Weltkrieg in sich zusammenbrechen sollte. Im Exil wird das *hefker*-Sein in ganz anderem Sinne brutale Realität des staatenlos gewordenen Manger. Er erlebt von dort, wie das Land jener Dichter, die er einst so bewunderte, Europa in den Weltkrieg zu stürzt und jene Welt unwiederbringlich vernichtet, in der er zu Hause war. Vogelfrei, immer vom Entzug seiner auf wenige Wochen oder Monate ausgestellten Aufenthaltsgenehmigungen bedroht, irrt er in Paris und London umher und ist über Jahre hinweg völlig abhängig von der finanziellen, logistischen und emotionalen Hilfe seiner Freunde und Freundinnen. Mangers eigenes Leben wird, anders als das seines Vaters und seines Bruders, gerettet. Als Dichter jedoch, schreibt Gal-Ed, überlebte er kaum. (S. 16) Der Titel „Niemandssprache“ ist ein Versuch, die *hefker*-Situation des Jiddischen ins Deutsche zu übertragen. Er erinnert auch an ein berühmtes Gedicht jenes im deutschsprachigen Raum weit bekannten Czernowitzer Dichter Paul Celan, *Die Niemandrose*.

Gal-Eds Manger-Biografie ist ein Kunstwerk, dem das schier Unmögliche gelungen ist: Ein breite, deutschsprachige und in jüdischen Themen nicht unbedingt tiefgehend informierte Leserschaft anzusprechen und einem der größten jiddischen Dichter eine wissenschaftlich einwandfreie Biografie zu widmen, die eine Fülle an neuen Erkenntnissen bringt und die auch – ungewöhnlich genug für jiddistische Beiträge in deutscher Sprache – international Anerkennung fand.

Dem Aufbau des Talmuds nachempfunden ist die typografische Struktur des Buches, in der mehrere Textebenen parallel gehen. Die äußere Geschichte der Umgebung Mangers, die Orte, an denen er sich aufhält mit den für ihn dort und in dieser Lebensphase wichtigen Personen umrahmen dabei häufig die unmittelbare Erzählung von Mangers Lebensweg. Dem talmudischen Vorbild besonders nahe steht diese Anordnung, wenn im (durch größere Buchstaben

und eine andere Schriftart hervorgehobenem) Zentrum ein Gedicht Mangers steht, das von Gal-Eds Interpretation umrahmt wird. Sie funktioniert aber auch dann sehr gut, wenn im inneren Text Mangers verzweifelte Lage in den Zwischenexilen erzählt wird und im äußeren Text all die Bemühungen der Freunde weltweit anhand ihrer Briefe rekonstruiert werden, die Manger zu helfen versuchten.

Beide Fließtexte sind in Kapitel geteilt, die chronologisch nach Orten untergliedert sind und jeweils mit einer Fotografie beginnen, deren Beschreibung in das Kapitel einleitet. Gal-Ed hält in ihrer Biografie eine wohlthuende Distanz zu ihrem Protagonisten. Sie lässt vor allem die Quellen sprechen, Ego-Dokumente Mangers und Zeugnisse seiner Zeitgenossen, publizierte Schriften wie Archivmaterial, die wiederum typografisch vom Fließtext abgesetzt sind. Darunter finden sich auch zahlreiche Fotografien und Faksimile von hoher Qualität, die die in den Texten vermittelten Bausteine ergänzen.

Diese innovative Form erleichtert es dem interessierten Leser, in das Werk hineinzublättern, sich an einzelnen Episoden oder Anekdoten oder einer Handschrift Mangers festzulesen. Einem systematischen Lesen dagegen scheint sich das Buch förmlich zu sperren. Innerer und äußerer Text treffen sich erst nach zig Seiten im Kapitelende wieder, mitunter springt einer der beiden Texte über zwei Seiten hinweg – manchmal sogar mitten im Satz oder sogar im Wort (z.B.: S. 120–122, S. 130–132). Vor allem zu Beginn gelingt es nicht immer auf Anhieb, die Textteile auf der neuen Seite zuzuordnen, immer wieder wird die Aufmerksamkeit auf einen anderen Textteil oder die Bilder gelenkt. Der enorme Erfolg des Buches ist sicher auch dieser überaus ästhetischen, dem modernen Leseverhalten und unterschiedlich vorgebildeten Leserinnen und Lesern entgegenkommenden Anmutung zu verdanken. Die Biografie entsteht gewissermaßen erst im Leseprozess durch das Zusammenfügen und Verknüpfen der Episoden aus Mangers Leben, seiner Texte, der Fotografien. Die Form hat auch für die Wissenschaft ihre Reize: Sie ermöglicht ein interdisziplinäres Schreiben, indem auf die unterschiedlichen Hintergründe des Lesers oder der Leserin Rücksicht genommen werden kann. Gerade die reichhaltigen Fußnoten ordnen die Arbeit immer zugleich in den Forschungsstand ein.

Gal-Eds Arbeit zeigt, wie sehr es sich für die Wissenschaft wie für die Öffentlichkeit lohnen kann, dem hohen Produktionsdruck der Universitäten nicht nachzugeben und einmal gut zehn Jahre in ein Projekt zu investieren

und auch die klassischen Formen akademischen Schreibens zu verlassen. Neben der Jiddistik wird auch die Germanistik von der Arbeit Gal-Eds profitieren. Die vergleichsweise gut erforschte deutschsprachige Bukowiner Lyrik ist immer auch als Ergebnis des kulturellen Schmelztiegels der mehrsprachigen Städte des damaligen Rumäniens verstanden worden. Die jiddische Dichtung, die zeitgleich am gleichen Ort entstand, blieb dennoch – nicht zuletzt aufgrund der Sprachbarriere – oft ein blinder Fleck. Auch Historikerinnen und Historiker werden in der Arbeit noch einiges Neues entdecken: So haben die Reaktionen der jiddischen Intelligenzija auf den deutschen Nationalsozialismus bisher kaum gebührend Aufmerksamkeit bekommen. (S. 350–362)

Wenn es, wie die Stilform der Rezension es fordert, nötig ist, Kritik anzubringen, so hätte an manchen Stellen – etwa wenn es um Mangers Interesse an der Volksdichtung¹ oder seine Rezeption christlicher Motive² geht etwa – mehr Bezüge zu anderen Autorinnen und Autoren hergestellt werden können. Vielleicht hätte dies jedoch den Rahmen der ohnehin schon fast 800 Seiten starken Biografie gesprengt. Manger jedenfalls wäre gewiss mit diesem Mammut-Werk zu seinen Ehren einverstanden gewesen. Wenngleich der Ausdruck von Dankbarkeit nicht zu seinen Stärken gehört haben soll.

Carmen Reichert, München

¹ Der ästhetische Wert der Volkslieder wird nicht nur von Peretz, sondern auch von Shaul Ginsburg und Peysekh Marek (Hgg.: Еврейскія народныя пѣсни въ Россіи [Jiddische Volkslieder in Russland], St. Petersburg 1901); Noach Prylucki (Hg.: Yidishe folkslider. Warschau 1911, 2. Aufl. 1913); Yankev Fikhman (Hg.: Di yudishe muze. Zamlung fun di beste yudishe lieder. Warschau 1911) und anderen hervorgehoben. Hier wäre vielleicht ein Vergleich der poetologischen Positionen zum Volkslied interessant gewesen. Vgl. Gal-Ed, Niemandssprache, S. 230.

² In der Warschauer expressionistischen Khalyastre-Gruppe waren Jesus-Motive beliebt. Der als der „Nister“ bekannte ukrainisch-jiddische Schriftsteller Pinchas Kahanowitsch widmete eines seiner frühesten Werke „Miryem“ (Maria), und auch amerikanisch-jiddische Dichterinnen und Dichter, wie Anna Margolin und Sholem Asch verwandten in ihrer Dichtung christliche Figuren.